

Denk mal! – Unscheinbare Narben im Stein

Steinmetzzeichen, Zangenlöcher, Zieglermaße, Graffiti, Hochwassermarken und Wetzrillen

Denkmal / Denk mal! ist ein orthographisch hinterlistiges Wort. Als Substantiv hat es eine gewisse Statik. Es benennt in langen Denkmallisten, Baedekern und Dehio-Kunsthilfen Objekte, bei denen oft schon vor Generationen festgelegt wurde, wessen wir uns da mit Ernst und historischem Respekt zu erinnern haben. Dazu Gedenktafeln vor Ort tun ein übriges. – Die andere Form ist ein Imperativ, eine Aufforderung, immer wieder nachzudenken und neu zu bestimmen, was wir als erinnerungsträchtig und erinnerungswürdig bewahren sollten. Das Bayerische Denkmalschutzgesetz v. 25.6.1973 war ein solcher, damals geradezu musterhafter Gedankenschritt in Neuland. Es wagte nicht nur¹⁾, den Objektschutz auszudehnen zum Ensembleschutz (Art. 1.3), sondern stellte neben bis dahin einseitig betonte künstlerische Kriterien nun auch den allgemeinhistorischen, technikgeschichtlichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Wert eines Gegenstandes (Art. 1.1).

Hier soll mein Referat einsetzen. Es befaßt sich in schlicht auswählender Weise mit Details an Hauswänden, mit dem Zustand steinerner Außenmauern, dabei ausschließlich nur mit dem Werkstoff Sandstein und darin zutage tretenden, oft fast unbeachteten Kleindenkmälern.

Nicht gemeint sind damit Dinge, die mit dem Anspruch, Kunst zu schaffen, entstanden. Das wären z.B. am gotischen Kirchenportal das *Tympanon* oder, um auf Bauerndörfer z.B. des Nürnberger Knoblauchlandes zu schauen, spätbarocke *Zierelemente* wie Tür- und Fensterrohrungen, Ecklisenen, Sims-bänder, Kartuschen, Perlenfriese, Giebelvoluten, florale Arabesken oder Steinkugeln auf Torpfosten, schmiedeeiserne Wirtshausausleger und gelegentliche Bemalung. Wir klammern aus *Wappenschilder* an Repräsentativbauten des Adels, wofür z.B. das Buntsand-

steingebiet an Main und Tauber Prachtexemplare bietet am Spital zu Rothenfels (1597), am Rathaus von Wertheim (1540), im Kloster Bronnbach. Und wir erwähnen ebenfalls nur kurz die durch Tier- oder Symbolreliefs bestimmten *Hausnamen* älterer Zeit, als Städte noch nicht straßenweise durchnummeriert waren (z.B. Nürnberg "Haus zum Greifen", "Schneckenkressenhaus"²⁾, "Haus zum Schwan"), oder die produkt- und gerätekundlich so interessanten *Berufselemente*, die uns sagen, welcher Handwerker hier einmal wohnte, ein Bäcker, ein Schlosser, welche Gewerkekonzentration damals diese Gasse beherrschte (z.B. Lederer in der Nürnberger



Abb. 1: Erinnerungstafel an der Fassade genossenschaftlicher Wohnbauten (1930) in Erlangen, Schenkstraße

Weißgerbergasse). Solche Schmuckapplikationen, die der Ehre Gottes dienen, Wohlstand oder Mäzenatentum ihrer Auftraggeber beweisen, ästhetisches Bedürfnis spüren lassen, sind bei Denkmalbehörden, Kreisheimatpflegern und Altstadtfreunde-Gruppen heute in guter Obhut. Man kann ihnen nur empfehlen, mit jüngeren Fortsetzungen, z. B. der altväterlichen Beschriftung einer Schlosserwerkstatt des 19. Jahrhunderts (Nürnberg Unschlittplatz), den kaum noch zu sehenden Baderschüsseln vor Friseursalons und Steinplaketten, die den Geist der Genossenschaftsbewegung um 1920/30 widerspiegeln, ähnlich sorgsam zu verfahren.

Mir geht es im folgenden um weitere, oft noch sehr viel unscheinbarere Einzelheiten an Gebäudefronten, die alltäglicher Normalität entstammen, deren Funktion manchmal sogar rätselhaft ist und über deren bleibenden Geschichtswert man teilweise auch streiten kann. Sie nicht vorschnell dahingehen zu lassen, setzt Sensibilisierung voraus, die bisher nicht immer vorhanden scheint!

Zeichen am Bau

Bleiben wir zunächst noch bei den Handwerkern: Während wir die Erzeugnisse der Silberschmiede, Möbelschreiner, Glasbläser usw. exemplarisch im Museum sammeln, können wir die Arbeit früherer Bauleute nur vor Ort, am Bauwerk selbst, studieren. Das gilt z. B. für die Steinmetze³⁾, die uns durch ihre auf den Quadern eingemeißelten *Steinmetzrunen* als individuelle, freilich selten namentlich faßbare Personen entgegenreten. Die behauenen Blöcke mit dem Pickel oder dem Spitzeisen so zu markieren, war nötig, weil im Mittelalter nicht nach Zeitlohn, sondern nach Stücklohn bezahlt wurde. Später wurden daraus zunftverleihe Ehrenzeichen (vgl. Chörleinträger an der Bamberger Alten Hofhaltung 1571/76). Die Vielgestaltigkeit dieser gekreuzten und angehängten Strichkombinationen ordnet sich dadurch zum System, das Gesellen häufig die Schablone ihres Meisters mitbenutzten und lediglich ein Glied anfügten. Wir erkennen so Werkstätten, erfahren, wenn dasselbe Zeichen mehreren Orts auftaucht, etwas über den Aktionsradius



Abb. 2:
Sekundäre Dokumentation von Steinmetzzeichen an Quadern der Nürnberger Mauthalle 1498/1502 (Südwand)

jenes Handwerkers und können, wenn wir an einem Bauwerk wie z.B. der Nürnberger Mauthalle 1498/1502 oder der Haßfurter Ritterkapelle des 15. Jahrhunderts die verschiedenen, dort insgesamt vierzig Zeichen addieren, ein wenig abschätzen, wieviele Steinmetze im Lauf der Zeit in dieser Bauhütte mitarbeiteten. Steinmetzzeichen sind demnach eine erstklassige sozialgeschichtliche Quelle. Und man kann mit Hans KOPPELT (1977, S.8), der in Ost-Unterfranken über 1800 solche Signaturen ermittelte, nur trauern, daß nicht allein Bauabbrüche, sondern auch Sandstrahlreinigungen und "fast alle derzeitigen Restaurierungsmethoden", z.B. ein Verputzen mit Mörtel oder Übertünchen mit Farbe, die Bestände laufend dezimieren.

Steinmetzzeichen sind häufig vergesellschaftet mit sog. *Zangenlöchern*. Ihnen widerfährt in jüngster Zeit bei gutgemeinten Sanierungsmaßnahmen oft dasselbe Schicksal: Sie werden zugeschmiert mit Steinkitt;

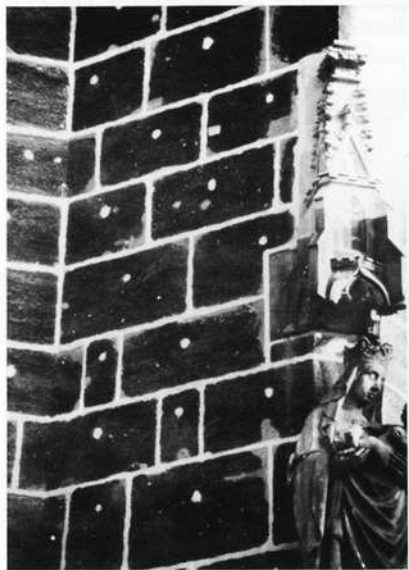


Abb. 3:
Sanierung contra Denkmalschutz: Zugeschmiert
Zangenlöcher an der Westfront der Nürnberger
Frauenkirche

die Mauer soll wieder glatt werden. Das ist eine fast unauffällige Veränderung, wenn der Naturstein und das eingepreßte Steinmehl farblich übereinstimmen. Es wirkt lächerlich, wenn sich dadurch von schwarzbraun verwitterten Fassaden ein neues weißes Punktmuster abzuheben beginnt. In jedem Fall geschieht hier Unsinn, denn es geht damit technikgeschichtliche Information verloren. Zugehörig zu den Zangenlöchern muß man sich Hebmachines vorstellen – diverse zeitgenössische Abbildungen des 15. Jahrhunderts führen uns derlei durch Handkraft



Abb. 4:
Wernlein Maurer 1428 im Hausbuch der Mendel-
schen Zwölfbrüderstiftung (hg. Treue/Goldmann
1975, Nr. 85)

bzw. Treträder bewegte Seilwinden und Flaschenzüge vor –, mit denen die Maurer die großen Buckelquader in die Höhe hieften⁴¹. Die etwas oberhalb der Quadermitte, d.h. des Schwerpunkts, vorbereiteten knapp daumentiefen Löcher (vgl. Abb. 11) gewährleisteten, daß die eiserne Scherenzange umso sicherer zugreifen konnte und die Last in der Luft wenig trudelte. Als man nach 1945 in Nürnberg kriegsbeschädigte Wallpartien mit neuen Steinen restaurierte (z.B. am Spittlertorgraben), wurden solche Zangenlöcher vernachlässigt, – meines Erachtens zu Recht, da man jetzt ja wirklich andere Kräne benutzte und so zugleich die Stadien von Original und Erneuerung sichtbar machen konnte.

Denkt man ein Haus zu Ende, brauchte man schließlich noch Dachziegel. In fortschrittlichen Städten wie Nürnberg wurden

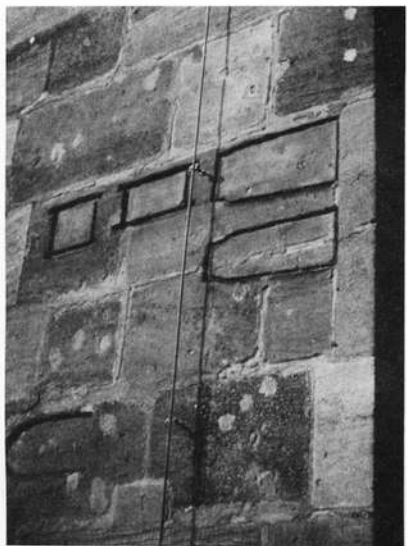


Abb. 5:
Historische Zieglermaße an der SO-Ecke der Nürnberger Mauthalle

sie statt feuergefährlichen Strohs schon im Mittelalter Pflicht. Umrißlinien der *Ziegelformate* an einer Außenwand der 1498/1502 errichteten Mauthalle zeigen, daß dabei wie die Steinbrecher, für die z.B. an der Holzschuherkapelle im St. Johannisfriedhof eine eiserne Meßlatte angebracht war, auch die Ziegler nach Normgrößen zu arbeiten hatten⁵⁾. Es mag manchen verblüffen, daß vereinheitlichende DIN-Vorschriften also keineswegs erst eine Erfindung der Gegenwart ab 1917 sind ...

Schriftfragmente und Graffiti

Wer Architekturforschung betreibt, sucht, da Archivalien oft fehlen, an Gebäudemauern auch gern *Datierungshilfen*. Selten wird man dabei so zweifelsfrei bedient wie im Deckengewölbe der Nürnberger St. Lorenzkirche, das exakt Anfang und Vollendung des

Ostchores (1439/77) benennt, oder durch die im Barock so beliebten verspielten Chronogramme. Und nur in Ausnahmefällen waren Familien so konsequent, die Giebelkartusche des ersterbauenden Ahnherrn durch spätere Nachträge zu ergänzen, z.B. 1767 und 1904 an einem Bauernhaus in Nürnberg-Kraftshof. Zumeist muß man schon froh sein, eine glücklicherweise noch lesbare Jahreszahl immerhin als terminus ante quem begreifen zu können, – verbunden mit der fast nie lösbaren Frage, was wohl der Grund war, sie einzuritzen. Bewahrenswert ist dabei überdies die Konfrontation mit altertümlichen Schreibweisen unserer arabischen Ziffern, etwa 1478, – die 4 als halbe 8, dachartig die 7 mit langem Anstrich von der Unterzeile her⁶⁾. Traditionsgut will erlernt sein!

Meine nächste Bemerkung könnte leicht mißverstanden werden als Aufforderung zu überspanntem Unfug. – Natürlich ist es eine gräßliche Barbarei, wenn heutzutage Leute mit der Sprühflasche sogar ein Gefallenenehrenmal des Ersten Weltkriegs besudeln, eine soeben blank geputzte Häuserfront schnell wieder mit blindwütigen Politparolen, schwachsinnigen Sprüchen, Privatmitteilungen wie "Hans liebt Inge" oder einfach bunten Krakeleien verunstalten. Derlei Farbe wieder abzuwaschen, mit Abbeizpaste und Dampfstrahler zu behandeln, mit Glasgranulat vorsichtig abzuschmirgeln, kostet viel Geld (z.Zt. etwa DM 5000–10000 pro Aktion), setzt giftige Chemikalien frei und gelingt nicht einmal immer ohne Rest⁷⁾. Man muß die Verursacher, sofern man sie erwischt, kräftig dafür strafen, auch um künftige Täter zu hindern.

Aber: Am Sinterüberzug der Geisloch-Höhle bei Velden/Mfr. verewigten sich mit Inschriften "Maria Magdalena Fürerin 1705" und 1782 die "Holzschuherin"⁸⁾. Wir nehmen das als interessante Notiz, weil wir so erfahren, daß die finsternen Höhlen der Frankenalb demnach schon im 17./18. Jahrhundert nicht mehr abergläubisch gemieden wurden, daß als frühe Touristen sogar feine Damen, Angehörige der Nürnberger Patriziergeschlechter, sie besuchten. In den mit Texten, Silhouettenmalereien und Kratzspuren über-



Abb. 6:
Gegen Wehrdienst gerichtete Sprühschrift auf dem Ehrenmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Studenten der Universität Erlangen (Schloßgarten)

säten Karzern der alten Universitäten amüsieren wir uns, Welch später berühmte Männer als Studiosi hier einsaßen und in lustiger Langeweile *Graffiti* an die Wände kritzelten. Ohne echten Unterschied in der Sache entlarvt dieser Vergleich irritierend, wie unsicher und wandelbar unser Denkmalbegriff eigentlich ist: Was wir heute tadeln, wird vielleicht morgen um einer Bedeutung willen⁹⁾ geschätzt! Die Berliner Mauer ist dafür jüngstes Lehrstück: 1961 ff. eine politische Schandtat, dann auf westlicher Seite bewußt provozierend grauvertreibenden Sprühdosenkünstlern überlassen, schließlich bröckchenweise eine Trophäe für Souvenirjäger und zuletzt, wenigstens ein paar exemplarische Meter, Objekt der erhaltenden Denkmalpflege ...

Schon im 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert haben vermutlich Kirchgänger z.B. rundum außen am Langhaus bzw. Chor von St. Johannes Bapt. zu Kronach und an der Wallfahrtsbasilika Vierzehnheiligen nie mehr gelöschte "Bin dagewesen"-Zeichen hinterlassen, – Initialen, volle Namen, dazu oft ein Datum. Im einzelnen kaum näher interpretierbar, sind

sie aber doch insofern anthropologisches Denkmal, als sich damit ein offenbar zeitloses Urbedürfnis des Menschen kundtut, über den Tag hinausreichendes Zeugnis zu geben von seiner Existenz und Ortsverbundenheit. Auch der Nürnberger Burgfels präsentiert sich so, – gleich dem Lindenbaum, von dem wir in Schuberts Volkslied baumfrevlerisch singen "ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort". Ein versteckter Platz, der einst u.a. zum Bau der Windsheimer Stadtmauer ausgebeutete Steinbruch von Oberzenn, wo zwei Zweige der Freiherrn v. Seckendorff ihre Schlösser haben, entfaltet sich durch solche Einritzungen schier zum "orbis pictus", zum Lesebuch der Weltgeschichte. Romantisch-schwärmerisch der Natur zugetan und literarisch begeistert für die soeben 1760/67 "wiederentdeckten", in Wahrheit gefälschten Balladen des sagenhaften schottischen Barden Ossian¹⁰⁾, erwähnten die nahen Adelligen diesen lauschigen Winkel zu ihrer "Fingals-höhle". Beim Picknick, so dürfen wir vermuten, schürften sie ihre Namen in die Blasen-sandsteinwände, demonstrierten Bildung mit ein paar Versen Latein ("quae Oberzennae

floret“), und Gäste, der adelige Freundeskreis z. B. derer v. Truchseß und v. Rotenhan, taten es ihnen nach. Ein französisch abgefaßtes Epitaph auf ihren toten Offizierskameraden Hauptmann Ludwig v. Erckert spricht vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den 1777/83 dorthin auf die Seite der Engländer entsandten ansbachischen Miettruppen¹¹⁾. Kanonier Bondu überliefert, gleichfalls auf französisch, den Durchmarsch napoleonischer Armeen im Jahr 1806. Und selbst das Warnschild, das die von 1799 bis heute fortgesetzten Einträge zu schonen bittet (“please protect this historic site“), wird bald schon Erinnerungswert haben, wenn die US-Army demnächst ihre Garnisonen im Raum Illesheim-Ansbach ganz auflösen wird.

Was helfen uns diese Zufallsfunde grundsätzlich für die aktuelle Denkmalpflege? Ich möchte, wahrscheinlich aufreizend, daraus ableiten, daß es eben nicht immer die einzig richtige Lösung ist, “Schmierereien“, die nun einmal ärgerlicherweise geschehen sind, möglichst sofort wieder zu tilgen. Meines Erachtens übertreiben wir heute gelegentlich das Ausbessern, Vertuschen, Renovieren und

Verschönern! Als jüngst in Südfrankreich eine Pfadfindergruppe voller Umwelteifer die “Mayrières“-Grotte säubern wollte, geriet die gutherzige Aktion sogar zur fatalen Zerstörung: Man hatte steinzeitliche Biondardarstellungen für Rußfahnen gehalten und mit Stahlbürsten kräftig abgeschuert¹²⁾ ... Auch von Häßlichkeiten, Dekadenzbeweisen und Beschädigungen muß stets ein Restbeispiel in situ übrig bleiben, das Nachgeborene veranlaßt innezuhalten und zu fragen, durch welche Ereignisse, aus welchem Zeitgeist heraus sie einst zustandekamen. Im glänzend wiederaufgebauten Nürnberg ist der abgeblätterte Pfeil zu einem Luftschutzbunker des Zweiten Weltkrieges Rückblende auf das, was u. a. der Fliegerangriff am 2. Januar 1945 brachte, – Bomben, Angst, Schutt.

Ein hingespritztes Schriftband am Erlanger Kollegienhaus (“Die Grenze verläuft nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen Oben und Unten!!!“) läßt uns nicht gleich wieder vergessen, wie sehr doch in den Jahren um 1968 die linke Anarchoszene, Neomarxisten und RAF-Sympathisanten unseren Staat erschütterten. “WAA NIE!“ am Sockel unter Markgraf Friedrich vor dem Erlanger Schloß, – auch hier unterscheiden sich Denkmalsarten letztlich nur im Artikulationsstil: Der eine gründete 1743 eine Universität und wurde dafür zur Säkularfeier 1843 von König Ludwig I. mit diesem Standbild geehrt; den anderen, den Kernkraftgegnern



Abb. 7: a + b
Die “Fingalshöhle“ bei Oberzenn (Lkr. NEA) mit Nameneinritzungen z. B. einer Baroneß v. Seckendorff 1799



Abb. 8:
Wegweiser zu einem Luftschutzbunker, – Zeugnis
des Zweiten Weltkriegs in Nürnberg (Rollner-
straße)

der 1980er Jahre, ist zu danken, daß sie mit Wackersdorf vielleicht eine Katastrophe verhinderten. Und mehr als häßlich wird Stein dadurch, daß jemand darauf ein ausländergefeindliches "Türken raus" samt Hakenkreuz malte: es verkörpert sich darin leider auch Stimmung unserer Zeit.

Viele solche zunächst ganz nebensächlich erscheinende Inschriften sind allgemeiner betrachtet, Indizien über ihren unmittelbaren Inhalt hinaus. Sterbenachrichten aus der Nürnberger Ratsfamilie Pömer des 14. Jahrhunderts, eingraviert außen an St. Sebald, erinnern uns, daß selbst der Tod einst die Hierarchie der christlich-mittelalterlichen Gesellschaft nicht aufhob: Man bestattete Kleriker und Adelige im Dom, vornehme Bürger wie die Pömer direkt an der Kirchenmauer, einfache Handwerker und Bauern weiter draußen auf dem Gottesacker und sog. unehrliche Berufe, Selbstmörder, Hingerichtete, Ungetaufte vor dessen Einfriedung. Ganz sinnlos "schreit", um die genauso zweckentfremdete titelgebende Grabplatte der GNM-Ausstellung 1988 zu zitieren, ein aus seinem Kontext gerissener Buchstabenstein hoch oben "aus der Mauer" von St. Jakob im mittelfränkischen Aßenberg; er ist dort gleichwohl noch interessant als Hinweis auf Translozierungen, Bauveränderungen und überhaupt die früher sehr viel pietätlosere Selbst-

verständlichkeit, ohne Rücksicht auf Denkmaleigenschaften verfallende Gebäude wie einen Steinbruch auszuschlachten. Eine Art Theaterzettel rechts am Portal gibt zu erkennen, daß die Nürnberger Marthakirche zeitweilig, d.h. von 1526 bis 1627, zur Handwerkerbühne profaniert und auch Versammlungsort der Meistersinger war¹³. An einem Fenstersturz der Eulscherbenmühle im Taubertal erwähnt "Joseph Müller" mit oft falsch



Abb. 9:
Steinerne Ankündigung eines "Jacob spil der
Messerer" im März 1549 neben der Haupttür zur
Nürnberger Marthakirche

angelegter Schablone die Kornpreise des Jahres 1817. Das ist ebenso Wirtschaftsge-schichte wie C.Schwarzaupts "Tuch & Schnittwarenhandlung", die mehr tradiert als nur eine längst funktionslos verblaßte Firmenadresse, nämlich ein letztes öffentliches Schlaglicht darauf, daß Forth im Lkr. Erlangen bis 1938/42 eines der fränkischen Judendörfer war mit dafür typischer Händler-Berufsstruktur¹⁴.

Curiosa aus Wirklichkeit und Glauben

Suchen wir weiter, nun wieder mehr nach Zeichen als nach Worten! Dramatisch lesen sich im Maintal die z.B. am Rothenfelser Spital und Miltenberger Rathaus angebrachten *Hochwassermarken*, die man als regel-



Abb. 10:
Hochwassermarken an der Eulscherbenmühle im
Taubertal

recht serielle Quelle zu einer Klima- und Unwettergeschichte auswerten könnte. Die 1595 baufertige Eulscherbenmühle im unteren Taubergrund steckt infolge solcher Starkregen, Überschwemmungen und Hangabspülungen heute fast einen Meter tief im Auelehm¹⁵⁾.

Andere Beobachtungen, oft Kuriositäten, können wir ohne befriedigende Antwort nur in Fragen kleiden: Wer wohl hat auf Burg Hirschhorn, hoch über dem Neckar, in den Stein einer Zinne ein *Mühlebrett* eingeritzt? Haben sich damit, nachdem das Mühlespiel ja schon seit der Salierzeit in Deutschland bekannt war¹⁶⁾, Burgmännern von damals das Wacheschieben verkürzt? – Warum haben in Nürnberg gerade am Kornspeicher der Deutschorden-Kommende Dutzende *Kaminkehrer* des 17. bis 19. Jahrhunderts Schlot-symbole, Rußkelle und Jahreszahl eingraviert? Bestand ein Zusammenhang zwischen der Herkunft dieser unzünftigen Wanderarbeiter, zumeist Norditaliener¹⁷⁾, und ihrer Beherbergung in katholischer Exklave? – Was war früher da, – jener angebliche (im übrigen dreifußige!) Hufeindruck auf der Brüstung über dem Nürnberger Burggraben, den man Schülern und Touristen so gern zeigt, oder die Sage vom kühnen Flucht-

sprung des Raubritters *Eppelein*¹⁸⁾, die entweder durch das Vorhandensein seltsamer Mauerspuren erst entstand oder mit nachträglichem Meißel gleichsam verifiziert wurde? Aufgeschrieben wurde diese historisch unbelegte Episode um Eppelein von Gailingen, den die Nürnberger 1381 in Neumarkt hinrichteten, jedenfalls nicht vor dem 18. Jahrhundert. Unser Kleindenkmal, das mit Sicherheit 1786 schon da war, bleibt gleichwohl aufschlußreich für Phänomene der Legendenbildung. – War es, wann immer, Kinderhand, die sich an sinnlos bodennaher Stelle der Kronacher Pfarrkirche im Entwurf zweier *Sonnenuhren* übte? Welche Funktion hatten am selben Ort ein IHS, das griechische Christusmonogramm, und etwas weiter eine Skizze der *Kultgeräte* Kelch und Kreuz? – Wie kam eine kleine, fast naive *Kreuzigungsgruppe* an den doch erst im 19. Jahrhundert von Grund auf erneuerten Kirchturm von Kairlindach?

Mit diesen letztgenannten Narben versinken wir allmählich in schwer durchleuchtbare religiöse Hintergründe und Handlungsräume, die wohl auch eine Rolle spielten bei der Anbringung sogenannter *Fratzenköpfe*. Bei verfeinerten Türwächtern¹⁹⁾, wie z. B. Turban-Trutztürken und Bacchanten im Storchennest-Portal des Schönborner Hofes 1678 zu Aschaffenburg, überwog gewiß schon der exotische Kunstgeschmack der Renaissance und Barockzeit. Primitive Kleinformen aber, auf die wir achten wollen z. B. an Kirchenburgmauern (Kraftshof 1505/10) oder spätmittelalterlichen Handwerkerhäusern (z. B. Nürnberg Krämersgasse), sind weder damit noch bereits als Selbstbildnis von Bauleuten so recht zu deuten. Hier trennt sich Christentum kaum von apotropäischem Aberglauben, mit solchen dämonengesichtigen Aufpassern einen Abwehrzauber gegen "das Böse" zu besitzen.

Judenhäuser hatten etwas ähnliches, allerdings unscheinbarer und im Ritus verankert, – eine am rechten Türstock in Sichthöhe schräg nach oben laufende Eintiefung, in der die "Mesusa"-kapsel befestigt war. Sie enthielt ein stets handbeschriebenes Pergamentröllchen mit den Anfangszeilen des jüdischen Glaubensbekenntnisses (5. Buch Mose

6.4 "Höre Jisrael, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig") und eine kleine Fensteröffnung, die den Blick auf das Wort "Schaddai" = der Allmächtige lenkte. Mit dem Annageln der Mesusa und Segenssprüchen wurde ein Haus der Fürsorge Gottes anvertraut²⁰⁾. Heute, ein halbes Jahrhundert nach Judendeportation und Arisierung, kann man *Mesusabetten* fast nurmehr errahnen (z.B. Fürth Königstr. 75–79). Sie sind der Aufmerksamkeit der meisten Heimatpfleger entgangen; die neuen Hausbesitzer haben sie einfach zugeschmiert, unter Putz gelegt, durch Umbauten verschwinden lassen. Letzte Beispiele wären schützenswert, wenn Franken sich wirklich, nicht nur in Büchern und Sonderausstellungen, um die Kultur seiner vertriebenen jüdischen Minderheiten kümmern will.

Wetzrillen-Diskussion

Viel mehr fasziniert haben seit jeher die sog. *Wetzrillen*, ebenfalls Schlitze im Stein, über deren Entstehung es in der Literatur an die dreißig verschiedene Theorien gibt²¹⁾, volkstümliche und ernsthaftere, aber keine umfassend überzeugende. Auch ich werde sie am Ende einer längeren Diskussion schuldig bleiben müssen!

Wetzrillen, formal ein bißchen wie Weber-schiffchen ausschauend, sind in der Regel 4–10 cm tief und 20–30 cm lang, manchmal

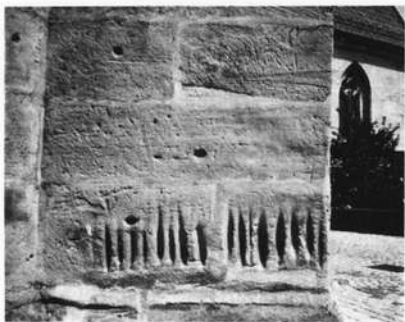


Abb. 11: Zangenlöcher und Wetzrillen am Ostchor der katholischen Pfarrkirche St. Johannes Bapt. zu Kronach (frühgotisch um 1400)

auch weniger, verlaufen beinahe immer exakt senkrecht und befinden sich zumeist zwischen Knie- und Schulterhöhe. Wir entdecken sie fast ausschließlich an Außenmauern, – in Bunt-, Lettenkohlen-, Schilf-, Blasen-, Burg- oder Rhätsandstein, nicht in Kalk, jenseits Frankens indessen auch in Tonziegeln. Auffällig ist, daß sich an einzelnen Quadern oft mehr als ein Dutzend, am Liebfrauenmünster Wolframs-Eschenbach zusammen sogar über 300, dicht parallel scharen, während schon der nächste Nachbarstein ganz unberührt sein kann, und daß sie sich beidseits von Eingangstüren ganz besonders häufen (z.B. St. Georgskirche Weikersheim 1419, Stephanuskapelle Wasserzell bei Spalt). Gleichzeitig kommen sie jedoch auch vereinzelt vor (z.B. Gartentor von Schloß Weikersheim um 1600) und an anderen Wänden bzw. Strebepfeilern (z.B. St. Johannes Ansbach 15. Jh.), und zwar unabhängig von Himmelsrichtungen.

Natürliche Ursachen, z.B. Regentropfen, und eine Herkunft schon aus der Bauphase, z.B. Bauhütten- oder sonstige Zählzeichen, scheiden aus. Da die fraglichen Stellen durchweg vom Straßenniveau her in bequemer Handreichweite liegen – Ausnahmen, dann auch manchmal mit waagrechtter Anordnung der Kerben (z.B. hoch am Kirchturm von Kairindach), gehen höchstwahrscheinlich auf eine Zweitverwendung bereits abgenutzter Steine zurück –, können sie jederzeit nach Fertigwerden des Gebäudes entstanden sein.

Die meisten Erklärungen knüpfen daran an, daß Wetzrillen vor allem an der Außenseite von Kirchen beobachtet wurden, d. h. an "heiliger Stätte". Sie vermuten deshalb irgendetwas gottbezogenes, transzendentes Handeln. An den leibhaftigen Satan glaubend bzw. derartigen Aberglauben den Vorfahren zuschreibend, sprach älterer Volksmund gern von "Teufelskrallen". Auf ewig ausgesperrt vom geweihten Innenraum, geprellt um die Seele des den Pakt widerrufenden Dombaumeisters, habe der Teufel voller Wut oder sonst ein Verdammter voller Verzweiflung die Kirchenmauer zerkratzt. Hat etwa gar die Geistlichkeit sie gemacht, um diese Angst zu schüren? Nicht minder spekulativ: Durch Einscharren in die Kirchenwand hätten Eltern

Kindsgeburten "ansagen" oder die Seelen ungetauft verstorbener Säuglinge dennoch zu Gott retten wollen, – eine vorweggenommene bzw. postume *Nottaufe*. Auch an ein windgeschütztes Aufstellen von Totenlichtern und *Sühnekerzen* wurde gedacht, wofür sich diese ohne Boden ausschwingenden Nischen nun aber technisch wirklich nicht eignen. Aus ihrer Nähe zum Kircheneingang und eben der konkaven Form der Rillen wurde gefolgert, sie hätten als vorbereitete *Schwert- und Lanzenständer* gedient, weil man ja unbewaffnet der Messe beiwohnen sollte. Einen besonderen Rechtsbrauch unterstellt, wer vom treubesiegelnden "*Eheschwert*" redet: Während der Hochzeitsfeier, die ja bis ins 16. Jahrhundert nicht am Altar, sondern unter freiem Himmel an der Brautpforte stattfand²²⁾, sei dieses durch Wetzen am Kirchenstein gesegnet worden, wie es auch bei anderen *Waffenweihen* geschah. Die Wissenschaft freilich weiß von solchen zeremoniellen Eheschwerten nur aus einer einzigen Bemerkung im lateinischen "Ruodlieb"-Epos um 1050.



Abb. 12:
Vergesellschaftung von Wetzrillen und Rundnäpfchen in Brusthöhe am Hallenchor (geweiht 1379) der St. Sebalduskirche in Nürnberg

Wieder neue Interpreten sehen die Rillen und die mit ihnen an Kirchenmauern oft gemeinsam, aber regelloser, auftretenden golfballgroßen *Rundnäpfchen* als Relikt einstiger Volksmedizin an. Kranke hätten da hinein ihr *Fieber* gepustet, es somit magisch weggeblasen und den helfenden Heiligen

überantwortet. Ungewollt *Schwangere* hätten so, Rille oder Näpfchen als Vulvasymbol, auch insgeheim abzutreiben versucht. Vor allem aber habe man "Kirchenstaub", abgeschabt mit einem Messer oder durch Drehen einer verkanteten Münze, als gnadenreiches *Heilpulver* ("materia sacra") benutzt, – beigemischt in Speisen und Salben als Mittel gegen Kinderkrämpfe, Epilepsie, Gicht, Zahn- und Halsweh, Schwindsucht und Pest. Dieser Hinweis hat einiges für sich, hören wir doch durch Gregor v. Tours schon im 6. Jahrhundert und gesichert aus Archivalien und Erzählungen bis zum Ersten Weltkrieg²³⁾, daß z. B. Schäfer und Bauern häufig von heiligen Kreuzsteinen, Grabplatten und Bildstöcken Brösel abzukratzen pflegten, um sie dem kranken Vieh ins Futter zu mischen. Indessen führte das dort nie zu so systematischen Rillen und Näpfchen ...

Am meisten Zustimmung findet heute zumindest in Franken die Argumentation Wilhelm FUNKs (1969, S. 8/10), daß Wetzrillen an Sakralbauten mit dem Entzünden der alljährigen *Osterfeuer* zusammenhingen. Mit einem Kurbelrad, dem "Feuerrad", oder, die Näpfchen, mit einem "Feuerbohrer" habe man dafür aus der Kirchenmauer Funken geschlagen. Das Nebeneinander vieler Furchen wäre demnach, bei jeweils neu angesetztem Gerät, eine Jahresfolge. – Am Osterfeuer selbst als Teil fränkischen und gesamtchristlichen Brauchtums kann kein Zweifel sein; es ist jahrhundertlang und überall belegt²⁴⁾. Aber gerade dann muß man sich wiederum wundern, daß in Franken zwischen dem Coburger Land und dem Ries zwar sehr viele Kirchen Wetzrillen und, seltener, Näpfchen aufweisen, keineswegs freilich alle (z. B. im Gegensatz zur Bamberger Karmelitenkirche nicht der Dom, nicht Vierzeiheniligen und das Ulmer Münster, nicht die Pfarrkirchen von Heroldsberg, Lauf, Hersbruck). Auch eine Zuordnung etwa zu besonders herausragenden Wallfahrtskirchen greift nicht. Wie also, wenn es grundsätzlich christlicher Brauch war, am Karsamstag das "lumen Christi" = das "Licht der Welt" wieder auferstehen zu lassen, entfachten jene anderen Dörfer und Städte ihr Osterfeuer? War es überhaupt zwingend, es bis zur Erfindung der

Schwefelhölzer, wie Funk meint, so mühsam mit dem Feuerrad zu entzünden, und warum außen statt im noch geheiligteren Kircheninnern? Konnte man nicht genauso zeremoniell die eigene Kerze einfach an der großen Altarkerze bzw. der ewigen Lampe anbrennen? Schwankte etwa die Methode gewohnheitsmäßig uneinheitlich von Ort zu Ort? Hat überhaupt jemand je schon in einem Museum ein solches historisches Feuerrad realiter gesehen und – zumal an weichem Schilfsandstein! – erfolgreich ausprobiert?

Gegen jede der bisherigen frommen Theorien spricht, daß man gleichzeitig Wetzrillen aber nicht nur an Kirchen, sondern reichlich auch an Profanbauten finden kann (z. B. Stadtmauer und Nassauer Haus 13. Jh. in Nürnberg, Hohe Schule Altdorf 1574), darunter sogar an Scheunen (z. B. Eschen, Lkr. Bayreuth). Daß bereits zerriffelte, aus Kirchenabbrüchen gewonnene Steine zur Aufrichtung neuer Gebäude transloziert wurden, scheint mitunter möglich (z. B. bei einem von 1831 stammenden Stall in Kairindach bzw.

einem Ackerbürgerhaus in Abenberg), jedoch nicht bei der Mehrzahl. Welcher Alltagsgebrauch also wäre vorstellbar, der keinen Unterschied machte zwischen geistlichen und weltlichen Mauern?

Oft wird behauptet, diese Rillen hätten sich allmählich dadurch gebildet, daß man beim Eintreten in Haus und Kirche vielhundertmal mitgebrachte *Fackeln*, Kienspäne u. ä. zu löschen hatte, z. B. durch ein Ausstreichen an der Wand. Doch müßten sie dann allesamt geschwärzt sein; das fehlt überall. In den sog. Wetzrillen wirklich Messer, Sichel und andere *Schneidwerkzeuge*, gar Schwerter mit ihrer querstehenden Parierstange zu wetzen, ist technisch ebensowenig nachvollziehbar. Dafür sind die Rillen weder tief noch lang genug und mit ihrer Vertikalrichtung völlig unhandlich. Zum Zuspitzen von *Schulgriffeln*, zum Abrunden von *Schussern*, zum Anschlagen beim Versteckspiel u. ä. haben, contra Funk, Kinder bereits vorhandene Rillen allenfalls sekundär benutzt, aber gewiß nicht diese klar gereichte Menge geschaffen.

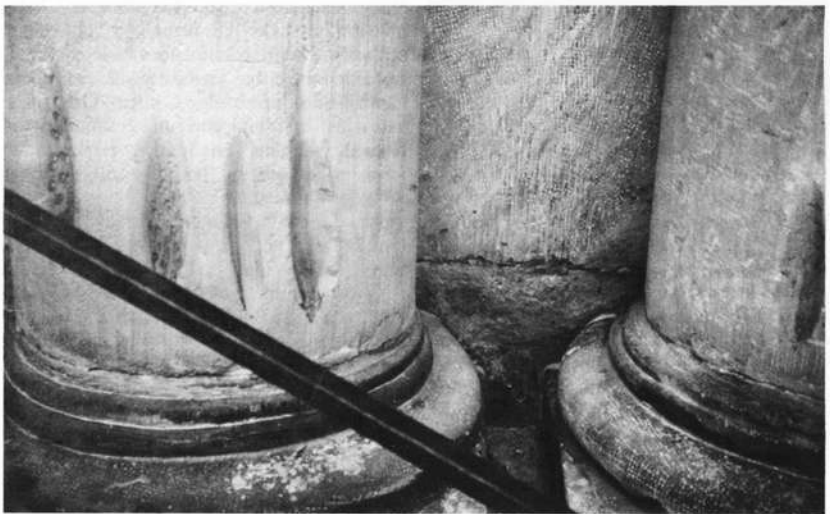


Abb. 13: Wetzrillen an äußeren Rundsäulen der nach einem Brand 1758 neu aufgebauten Schloßkirche zu Bayreuth

Handelt es sich gar nur, auch dies zu lesen bei Rudolf WILMS (1977, S. 85), um eine historische Variante "sexueller Schmierereien", – der Längsstrich als Peniszeichen, die Näpfchen das weibliche Geschlecht?

Halten wir fest: Technisch am plausibelsten wäre angesichts der von außen nach innen tiefer werdenden, kreisbogenförmigen Einschnitte und angesichts ihrer, bei guter Erhaltung, scharfkantigen Ränder tatsächlich die Idee vom schleifenden Kurbelrad, das man mit einem Handgestell oder von einem bodenständigen Bock her, deshalb immer gleichhoch, fest an die Wand anpreßte. Länge und Tiefe der Rillen hing demnach vom Raddurchmesser ab. Wer aber damit, also mit gewissem Aufwand, gearbeitet hat und wozu, wenn nicht zum Feuermachen durch Reiben am harten Quarzit oder eben doch zur Produktion von Arznei ein eventuell gewerbsmäßig zugelassener "Steinstaubmüller", bleibt dunkel. Sicher scheint, daß ohne Duldung durch die geistliche und weltliche Obrigkeit solch massenhaftes Vorkommen von Wetzrillen an zumeist auffälliger Stelle nicht denkbar wäre. Verbreitet sind Wetzrillen in vielen Gegenden Deutschlands; vor einer rein regionalen Erklärung wäre daher zu warnen.

Hüten müssen wir uns, diese sog. Wetzrillen zeitlich allzu weit zurückdatieren zu wollen und ihnen damit abenteuerlich-archaische Motive zu unterschieben. Zwar stammen viele Gebäude, an denen sie auftreten und im Fall der Coburger Moritzkirche unstreitig auch schon vor 1430 einsetzen, bereits aus dem Spätmittelalter. Ebenso zahlreiche aber, z.B. die Schloßkirche Bayreuth 1758, St. Laurentius Altdorf 1753, St. Kilian Windsheim 1730, die Dreifaltigkeitskirche Erlangen 1709/21 sowie die Marktfassade des Weikersheimer Kornhauses 1712, wurden in ihrer heutigen Gestalt erst im 18. Jahrhundert gebaut, so daß zumindest die dortigen, keineswegs spärlicheren Wetzrillen nur den letzten 250 Jahren = Spätbarock, Aufklärung, Goethezeit entsprungen sein können. Da obgenannte Orte alle in lutherischen Konfessionsgebieten liegen, erledigt sich auch die Mutmaßung, Wetzrillen für etwas vorwiegend Katholisches zu halten. Unser Dilemma ist, daß trotz zeitlicher Nähe aus literarisch-

archivalischen Quellen bisher keine Augenzugenschilderung entsprechenden Tuns aufgetaucht ist und andererseits die Aussagen des ausgehenden 19. Jahrhunderts schon wieder vage-spekulativ sind. Somit spricht viel für eine überraschend späte und zugleich kurzfristige Mode. Vielleicht ist es aber auch falsch, nur monokausal denken zu wollen ...

Während wir also Wetzrillen und Näpfchen als höchst rätselhaftes Kulturerbe registrieren, sehen andere Handlungsträger, von solchen Diskussionen wohl gar nicht wissend, sie lediglich als Demolierung wertvoller Bausubstanz oder nicht weiter nachdenkswerte Schadstellen an. Nur so wird erklärlich, daß sowohl bei älteren wie ganz frischen Kirchenrestaurierungen diese "störenden" Furchen fast immer abgeflacht (z. B.



Abb. 14:
Wetzrillen am Türstock der 1712 vorgesetzten Marktfassade des Kornhauses von Weikersheim

Abenberg, Altdorf), ganz abscharriert (z. B. Windenheim) oder einfach mit Mörtel zugekleistert werden (z. B. Altdorf, Neunhof/Lkr. Nürnberg, Schloßkirche Bayreuth). Mit dem Argument, daß es da noch sehr Mysteriöses zu erforschen gilt, müssen wir das mißbilligen.

Abnutzungserscheinungen

Verschleiß und Schwund, darüber sollten wir zum Schluß noch ein wenig weitersinnieren. Denn selbst aus Zerstörungen spricht ja noch ein geschichtlicher Akt, anthropogener Einfluß. So wie eine von *Wagenrädern* gleisartig ausgeleierte Straße (bei Klais/Obb.) noch besticht, weil sie eine Ingenieurleistung schon der alten Römer war²⁵⁾, liegt historisch-ästhetischer Reiz auch in den durch Winzerfleiß niedergetretenen *Staffeln* eines Weinbergs, im glattgerutschten Nürnberger *Burgfelsen* als Resultat jahrhundertelangen Kindervergnügens, in den *Schrammgenerationen* eines vieldurchfahrenen Tores. Man muß die Augen nicht immer zumachen vor dem "Memento mori", nicht alles "schönen", ausbessern, verbieten, beseitigen, erneuern, polieren wollen. Das Barock hat deswegen eigens künstliche "Ruinentheater" erfunden, wofür es fränkische Beispiele in Sanspareil und der Bayreuther Eremitage gibt.

Wer das Heidelberger Schloß besucht oder Burg Neideck im Wiesental und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, will Ruinen sehen, nimmt sie wahr als Überbleibsel des Pfälzischen Erbfolgekriegs 1689/93, ritterlicher Fehden und alliierter Bombenabwürfe. Im Bereich der Kleindenkmäler läßt sich das konsequenterweise fortsetzen, z. B. durch feindliche Kugeln, die noch in Verteidigungsmauern stecken (im Fall der "*Türkenkugeln*" in Wien²⁶⁾ oder Hainburg/Donau tatsächlich längst Schauobjekt!), durch Hauswände, die durch Gewehrschüsse und *Grantsplitter* des Zweiten Weltkriegs bis heute verwundet sind, ein "*Entnazifizierungsgrüchen*" im Eichenkranz des Hoheitsadlers, dem man nach 1945 das Hakenkreuz herausklopfte (z. B. Rückertschule Erlangen). Unmittelbar, nicht nur distanziert im Foto, muß

man der nächsten Generation auch Einzelfälle solch kleiner Leidens- und Schicksals Spuren weitergeben!

Was traditionelle Verfallsprozesse, unempfindliches Preisgeben und Kriege nicht schaffen, könnte beim Werkstoff unseres Themas bald schneller denn je der *Steinfraß* erledigen, – beschleunigte Zersetzung durch sauren Regen, Schwefeldioxid, Stickoxide, sonstige Emissionen und Vibrationen (z. B. Nürnberg St. Sebald, Fugerepitaph 1497). Objekte wie die von uns behandelten – ein Zangenloch, Inschriftbruchstücke, eine Wetzrille – wird niemand wie die bedeutenden Plastiken an der Wetterseite des Bamberger Doms, um das Unwiederbringliche in der Gelehrtenstube des Museums zu sichern, gegen *Kopien* austauschen, die ihrerseits übrigens auch "Klein"denkmäler sind im Rangvergleich mit dem "großen" Original, Symptom der im 19. Jahrhundert beginnenden Museumsbewegung. Wäre es aber ganz falsch, ersatzlos jetzt ebenso ein paar schon halberzessene Alltagsreliefs, etwa obige Grabtafel, ins Museum zu holen, um in neuartiger Trauerarbeit zu dokumentieren, in welchem Zustand Steinwerk sich um 1990 befand, noch oder bereits!, und wie gnadenlos, Stichwort Umweltkatastrophe, Kultur und Zivilisation am Ende des 20. Jahrhunderts einander entgegenwirkten?

Drei letzte (hier weggelassene) Fotos sollen nicht narrend neue Rätsel aufgeben, welch kulturelle Manipulationen hier zutage waren. Je ein Block fränkischen Schilf-, Blasen- und Burgsandsteins – hygroskopisch porös, mit weichen Tongallen durchsetzt. Faulstellen einschließend – vermögen uns tröstlich zu erinnern, daß von Menschenhand gestaltete Hinterlassenschaft nur das eine ist, daß andererseits "Kleindenkmäler" auch entstehen, weil der Stein aus sich selbst lebt und z. B. durch seine *Sedimentstruktur* und natürliche *Verwitterung*²⁷⁾ nicht minder schöne Muster schafft.

Von einem meiner akademischen Lehrer, Dr. Erich Meyer-Heisig (1907–1964), dem langjährigen Leiter der Volkskundesammlung des Germanischen Nationalmuseums habe ich den Rat: Bewahren Sie sich die

Fähigkeit, sich über jedes kleine Ding am Weg zu wundern, um dann darüber nachzudenken! Dieser Satz paßt auf mein heutiges Thema besonders, und ich hoffe, daß ich meinem damaligen Mentor mit diesem Vortrag gerecht geworden bin.²⁸⁾

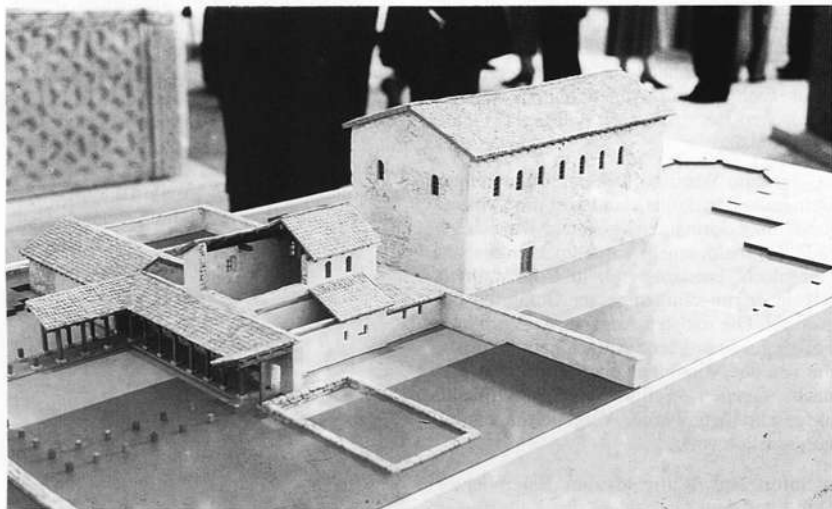
Literatur

- 1) Bayer. Staatsministerium f. Unterricht u. Kultus (Hg.): Bayer. Denkmalschutzgesetz. Text und Einführung. – München 1974.
- 2) HELLER, Florian: Versteinerungen als Zierat an Bauwerken aus neuer und alter Zeit. – Geolog. Blätter NO-Bayern 20. 1970. S. 141–147.
- 3) KOPPELT, Hans: Steinmetz-Zeichen in Ost-Unterfranken. – Mainfränk. Studien 16. 1977. – KOTTMANN, Albrecht: Bauen im Mittelalter. – Schnell-Kunstführer Nr. 1077. München/Zürich ²1978 (hier S. 11–13). – FLEISCHMANN, Peter: Das Bauhandwerk in Nürnberg vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. – Nürnberger Werkstücke z. Stadt- u. Landesgeschichte 38. 1985 (hier S. 64–67).
- 4) KOTTMANN, Albrecht: Alte Baumaschinen. – Schnell-Kunstführer Nr. 1108. München/Zürich ²1979. – KOTTMANN, ²1978 (wie Anm. 3), S. 5 u. 12.
- 5) FLEISCHMANN (wie Anm. 3), S. 183–185.
- 6) KOPPELT (wie Anm. 3), S. 282.
- 7) Erlanger Nachrichten v. 12. 3. 1992.
- 8) ELBINGER, Th. / SARTORIUS, J. B.: Führer durch Hersbruck und Umgebung. – Hersbruck 1885. S. 188/89. – KAULICH, Brigitte: Die Höhlen der Pegnitzalb und ihre Besucher – heute und in den letzten 400 Jahren. – Schriftenreihe d. Hirtenmuseums Hersbruck 3. 1991.
- 9) HOHENZOLLERN, Prinz Johann Georg v. / LIEDTKE, Max (Hg.): Vom Kritzeln zur Kunst. – Schriftenreihe z. Bayer. Schulmuseum Ichenhausen 6. Bad Heilbrunn 1987. – WEHSE, Rainer: Graffiti. Wandkritzeleien als Gegenstand der Volkskunde. – Zeitschr. f. Volkskunde 80. 1984. S. 207–215.
- 10) WUTHENOW, Ralph-Rainer: Die erfolgreichste Fälschung – Macphersons Ossian. – In: C. Corino (Hg.), Gefälscht! Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik. – Nördlingen 1988. S. 184–195.
- 11) STÄDTLER, Erhard: Die Ansbach-Bayreuther Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1777–1783. – Fr. Schriftenfolge d. Ges. f. Familienforschung in Franken 8. Nürnberg 1956 (hier S. 138).
- 12) Erlanger Nachrichten v. 23. 3. 1992.
- 13) HOLZBERG, Niklas: Tragedis und Comedis. – In: H. Brunner u. a. (Hg.), Hans Sachs und Nürnberg. Bedingungen und Probleme reichsstädtischer Literatur. – Nürnberger Forschungen 19. 1976 (hier S. 129/30). – FEHRING, Günther / RESS, Anton: Bayerische Kunstdenkmale – Die Stadt Nürnberg. – München ²1977 (hier S. 192).
- 14) ALBERSDÖRFER, Birgit: Die Geschichte der Judengemeinden in Ottensoos und Forth. – Zulassungsarbeit Lehramt Grundschule, EWF Nürnberg (LVK) 1991/I Masch. (1830: 225 Pers. = 36% d. Einwohnerschaft, 1925: 44 Pers., 1938: 15). – HELLER, Hartmut: Jüdische Landgemeinden im 18./19. Jahrhundert. Ansiedlung, Erwerbsleben, Mobilität. – Zs. Frankenland Sonderheft 1978. S. 6–13.
- 15) WAGNER, Günther: Die historische Entwicklung von Bodenabtrag und Kleinformenschutz im Gebiet des Taubertals. – Mitt. d. Geogr. Ges. München 46. 1961. S. 99–149 (hier S. 143).
- 16) KUTSCHERA, Volker: Gesellschaftsspiele. – Ausstellungskatalog "Spielzeug, Spiel und Spielereien" Schallaburg/NÖ 1987. S. 170. – KLUGE-PINZKER, Antje: Schachspiel und Trictrac. – Sigmaringen 1991.
- 17) REITH, Reinhold: Lexikon des alten Handwerks. – München 1990 (hier S. 214–217). – FEHRING/RESS (wie Anm. 13), S. 44.
- 18) HINZE, Christa / DIEDERICHS, Ulf (Hg.): Fränkische Sagen. – Düsseldorf/Köln 1980 (hier S. 218/19, 261/62, 360/61 Anm. 236 u. 285). – KUNSTMANN, Helmut: Das Rätsel um Eppelein von Gailingen in der Fränkischen Schweiz. – Zs. Frankenland 1979. S. 242–244. – HESSBERG, Hanns Frhr. v.: "Eppelein von Gailingen". – Jb. f. fränk. Landesforschung 40. 1980. – LEHNERT, Walter: Eppelein wurde vor 600 Jahren gerädert. – Nürnberger Nachrichten Mai 1981.
- 19) SCHMIDT, Leopold: Brunnen-, Rauchfang- und andere Türken. – L. S., Werke der alten Volkskunst. – Rosenheim 1979. S. 90–93. – RUSAM, Hermann: Die Wehrkirche St. Georg zu Kraftshof im Knoblauchsland bei Nürnberg. – Jb. d. Hist. Vereins Mittelfranken 92. 1984/85 (hier S. 37). – EIBL-EIBESFELDT, Irenäus / SÜTTERLIN, Christa: Im Banne der

- Angst. Zur Natur- und Kunstgeschichte menschlicher Abwehrsymbolik. – München 1992.
- 20) HOFMANN Rainer / SPONSEL, Ilse: Führer durch die Synagoge. – Sammlungsführer Fränk. Schweiz-Museum Tüchersfeld. – Bayreuth 1988 (hier S. 23). – BOTT, Gerhard (Hg.): "Siehe der Stein schreit aus der Mauer". Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. – Ausstellungskatalog d. German. Nationalmuseums Nürnberg 1988. S. 147–149.
- 21) FUNK, Wilhelm: Eheschwert und Teufelskrallen. Zur Deutung der Wetzrillen und Näpfchen. – Fürther Heimatblätter NF 19. 1969. S. 1–13. – LEISTNER, Armin: Die Wetzrillen und Rundnäpfchen an sakralen und profanen Bauwerken des Coburger Landes. – Jb. d. Coburger Landesstiftung 26. 1981. S. 145–180. – RUSAM (wie Anm. 19), S. 35 ff. – NIEKEL, Günter L.: Die St. Nikolauskirche zu Ruffenhofen. – Der Daniel/Nordschwaben 11. 1983. S. 102–105. – JÜNEMANN, Joachim: Rillen und Näpfchen auf sakralen Denkmälern. Steinpulver als Arzneimittel. – Beitr. z. Geschichte d. Pharmazie 29. 1977. S. 25–31. – WILMS, Rudolf: Wetzrillen an Kirchen der Zweibrücker Umgebung. – Pfälzer Heimat 28. 1977. S. 81–86. – WILMS, Rudolf: Nachtrag zum Thema "Wetzrillen". – Pfälzer Heimat 29. 1978. S. 150–153. – LIESSEM, Udo: Zur Frage der Wetzrillen an Sakral- und Profanbauten. – Pfälzer Heimat 29. 1978. S. 67–69 u. 150–153.
- 22) DENEKE, Bernward: Hochzeit. – Bibl. d. German. Nationalmuseums z. dt. Kunst- und Kulturgeschichte 31. München 1971 (hier S. 96). – WEBER-KELLERMANN, Ingeborg: Die Familie. – Frankfurt/M. 21977.
- 23) FUNK (wie Anm. 21), S. 5 betr. Uissigheim/Ufr. – JÜNEMANN (wie Anm. 21), S. 25, 29/30. – LEISTNER (wie Anm. 21), S. 152. – SCHEMMEL, Bernhard, in: Volkskunde und Geschichte (Dünninger-Festschrift). – Berlin 1970. S. 317 betr. Odenwald.
- 24) TRAUNFELDER, Adolf: Oster- und Frühlingsbräuche im Ansbacher Land. – Zs. Frankenland 1977. S. 70–73. – WILMS 1978 (wie Anm. 21), S. 152/53. – KRAMER, Karl-Sigismund: Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. – Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte R.IX. Bd. 12. Würzburg 1957. S. 113 ("allgemein übliche Feuerweihe").
- 25) SCHWAIGER, H.: Kulturdenkmale in Bayerns Wäldern. – Schriftenreihe d. Bayer. Staatsministeriums f. Ernährung, Landwirtschaft u. Forsten 17. 1975. S. 18/19.
- 26) WITZMANN, Reingard: Türkenkopf und Türkenkugel. – In: R. Waissenberger (Hg.), Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683. – Salzburg/Wien 1982. S. 291–303 (hier S. 294).
- 27) vgl. auch "Karren" infolge Kalklösung in Karstgebieten, Kannelierungen durch Gletscherschliff, "Wollsackverwitterung" durch tertiärzeitliche Vergrusung längs Klufflinien in Gneis und Granit (z.B. Luisenburg/Fichtelgebirge), Hexagonalquerschnitt von Basaltsäulen.
- 28) Alle Fotos v. Verfasser (1992)

Dr. Hartmut Heller, Saarstraße 5, 8520 Erlangen,
Tel. 09131/31706

Territoriale Entwicklung im Hochstift Eichstätt – dokumentiert durch Grenzsteine



Modell des ältesten „Domes“ und der ältesten Klosterkirche von Eichstätt auf dem Grundriß des heutigen Domes. (Eröffnung der Ausstellung „Die Bajuwaren“, Rosenheim 1988)

Alle Aufnahmen: Röttel

1) Entstehung des Bistums

Wo sich nach plauder-historischer Sprechart der fränkische, baierische und alamannische Stamm treffen, schuf und findet man heute noch das Bistum Eichstätt. Als im Jahr 15 v. Chr. mit dem Feldzug des Tiberius und Drusus über die Alpen die keltische Siedlungstätigkeit weitgehend erlosch, hatten die Römer das Land bis zur Donau in ihrer Gewalt. In den folgenden Jahrhunderten bildete sich jene vom Schwarzen Meer bis zum Rhein ziehende Reichsgrenze heraus, auf der um 200 n. Chr. schließlich die erste steinerne Grenze, der Limes, errichtet wurde. Seine Reste erkennt man deutlich auf einer Linie, die etwa ein Viertel des Bistumsgebietes nach Süden abtrennt.

233 und dann endgültig 259 war jedoch die römische Macht in Obergermanien und Rätien nördlich der Donau und 400 in Rätien südlich der Donau ausgeschaltet, ab 476 mit dem Untergang des Weströmischen Reiches entfielen auch die Soldzahlungen an das römische Grenzheer.

Seit dem frühen 5. Jahrhundert wanderten aus Südwestböhmen die namengebenden „Bajuwaren“ ein, die zusammen mit verbliebenen Romanen, Kelten, Thüringern, Juthungen und Alamannen sowie gleichzeitig aus dem Norden kommenden fränkischen Siedlern mit Kern südöstlich des heutigen Bistums Eichstätt das spätere Baiern schufen. An den -ing- und -ingen-Orten pflegt man bajuwarische und alamannische Besiedlung